

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 25

Artikel: Johannisnachtsgebräuche im Osten
Autor: Koszella, Leo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643552>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Sonnwendfeier in der Wachau (Niederösterreich). (Zeichnung von W. Gause.)

Der General in grüner Toppe, dito Hut, Gamsbart und Stod mit Hirschhornkrüde, sah wirklich nicht aus wie einer, der an Straßenecken geduldig Ausschau halten, heimliche Schlupfwinkel und Raspelplätzchen absuchen will. Trotz seinen fünfundsechzig Jahren machte er den Eindruck eines wehrhaften Mannes, der im Notfall auch einem Jüngeren standhalten konnte. Seine „Achillesferse“ war, wie gesagt, ein asthmatisches Herz, doch stand es ihm ja nicht im Gesicht geschrieben. Nur weiblicher Ueberängstlichkeit konnte es einfallen, ihn gerade jetzt an diese Alterschwäche zu erinnern.

„Mach doch keinen Unsinn, Aribert! Du kannst ja vor Aufregung einen Schlag kriegen. Was willst du denn dort? Sie steht doch nicht auf der Treppe und hat ein Hütchen auf! Wenn überhaupt, so kommst du doch vor verschlossene Türen!“

„Ich werde mir Zutritt zu verschaffen wissen, verlaß dich darauf. Und dann gleich in die Zwangsanstalt mit ihr. Die Person kommt mir nicht mehr unter mein Dach. Haus- und Feldarbeit bis zur Bewußtlosigkeit ...“

Das war ja nun der Gipfel. Die weitblickende Mutter schlug vor Entsetzen die Hände zusammen.

„Nun, so verzeih mir's Gott ... wenn du das tust, wirst du künftig allein hier haufen! Dann kann auch ich einpacken und abziehen. Eher laß ich mich auf meine alten Tage noch scheiden, eh ich mein Kind so malträtiert lassen! Uebertritt zum Feinde? Der geschlagene Mann zuckte nur die Achseln, ließ die Erbitterte reden. (Fortf. folgt.)

Johannisnachtsgebräuche im Osten. Von Dr. Leo Koszella.

Johannisfeuer — Blumenkränze — Das Farnkraut.

Glaube und Sitten in Osteuropa am Vorabend des Johannis dem Täufer geweihten Tage gehen auf das Heidentum zurück. Die Ahnen der in Osteuropa lebenden Völker,

besonders der Polen, stellten sich in der Sonne eine allmächtige und gütige Gottheit vor, welche die Kraft der Erde stärkt und steigert, die dann in die Wurzeln und von dort in die Pflanzenstengel dringt.

Da das Feuer zur Winterszeit, das nie erlosch, ein Leben spendender Quell jener Urahnen der heute dort lebenden Völker war, ebenso wie die Sonne zur Sommerszeit für die Pflanzen — also verbrannte man zu Ehren der Sonnengottheit riesige Baumstöße.

Dieses Anzünden solcher Feuer wurde nach der Annahme des Christentums unter dem Namen der Johannisfeuer beibehalten und ging ursprünglich als uralte Sitte in die Reihe der Pfingstbräuche über und wurde am Vorabend der Pfingstfeiertage verwirklicht. Später übertrug man in einigen Gegenden diese Feuer auf den Vorabend des Johannis dem Täufer geweihten Tages. Dies hatte etwas für sich, da der 24. Juni die Zeit der Sonnenwende ist, d. h. die Zeit der größten Annäherung der Erde an die Sonne. In

ganz frühen Jahrhunderten wurde in dieser Zeit der Sonne gehuldigt.

Heute sind die Johannisfeuer fast überall verschwunden. Nur hier und da leben sie in der Erinnerung und manchmal flammen kleine Reisigstöße auf.

Einst eilten am Vorabend des Johannistages, also am 23. Juni vor Sonnenuntergang, die Mädchen jenseits der Dorfgrenze, um Zauberpflanzen zu suchen, z. B. Farnkraut, Eberraute, Königskerze, Kletten, Quendel, die Glüd bringen sollten. Aus ihnen wurden Kränze geflochten und damit Kopf und Arme geschmückt. Die Burschen dagegen zündeten auf einer Brache oder auf Hügeln hinter dem Dorf Feuer an. Im Schein der Johannisfeuer spielten dunkle, menschliche Silhouetten, und Johannistagslieder erklangen.

In diesen Liedern gab man den Burschen Ratschläge, wo sie ihre zukünftigen Frauen suchen sollten; den Mädchen prophezeite man Dinge, die sich auf die Heirat bezogen, oder zählte ihre Fehler und Tugenden auf.

Die mit Eberraute geschmückten Mädchen faßten sich an den Händen, bildeten einen großen Kreis und drehten sich in Sprüngen, gleichsam wie im Tanz, um den brennenden Stoß, wobei sie Lieder summten und die Eberraute ins Feuer warfen. Die Burschen zeigten, wenn die müde gewordenen Mädchen zur Seite getreten waren, ihre Geschicklichkeit und sprangen über die brennenden Holzstöße.

Bei Anbruch der Morgenröte verließ man das bereits erloschene Feuer und sang entsprechende Lieder.

Diese Blumenkränze gehen ebenso wie die Johannisfeuer selbst auf heidnische Zeiten zurück und waren ein Teil der zu Ehren der Sonne abgehaltenen Feier.

Die Mädchen suchten, bevor die Feuer angezündet wurden, einen abseits gelegenen Ort am Fluß und reinigten sich dort durch ein Bad, wobei sie die Eberrauten- und Quendelkränze ins Wasser tauchten.

Als diese Völker das Christentum bereits angenommen hatten, hörte das Bad als Reinigungsritus auf, aber das Hineintauchen der Kränze in fließendes Wasser blieb bestehen. Manchmal fügte man zu den Kränzen Kerzen hinzu.

Die Kränze mit der brennenden Kerze waren für die Mädchen eine Art Prophezeiung für ihre zukünftige Heirat. Die Burschen jagten in Rähnen den Kränzen mit den brennenden Kerzen nach und griffen sie auf. Wenn die

Kerze nicht erlosch, bevor der Kranz vom Burschen gefaßt wurde, dann war dies eine Prophezeiung, daß jenes Mädchen, dem der Kranz gehörte, vor der nächsten Johannisnacht heiraten würde. Erlosch die Kerze, dann verschleppte sich die Heirat. Ergriff der Bursche aber den Kranz und erlosch die Kerze plötzlich, dann prophezeite dies für ihn frühen Tod, späte Heirat oder Hagestolzenthum.

Das Farnkraut, das nach der Ansicht des Volkes nur einmal im Jahre, nämlich genau um Mitternacht am Abend vor dem Johannistage, blüht, besitzt Zauberkräft, weil es dem Besitzer Glück und Vermögen bringt.

Die winzige Farnblüte ist ungeheuer schwer zu erringen. Wer sie bekommen will, muß sündenlos sein, damit der Satan keinen Zutritt habe.

Wenn man um das Farnkrautglück ausgeht, muß man sich mit Eberraute gürten, die von geweihtem Grün durchflochten ist. Gott verhüte, daß sich ein solcher Gurt löse und zur Erde falle — der Tod ist sicher und die Seele dem Teufel verfallen.

Aber es fand sich noch kein Mensch auf der Welt, der die Farnkrautblüte für immer oder für längere Zeit bekommen hätte, stets geht sie auf unerklärliche Art und Weise nach kurzer Zeit zugrunde. Der Mensch, der sie besaß, wird wieder das, was er war — ja noch schlimmer. Deswegen gibt es auch zu wenig Liebhaber für die Erringung der Farnkrautblüte. Die Menschen wollen lieber das bleiben, was sie sind, als das Glück für eine kurze Weile zu erringen, und sich dann dem Gespött und Gelächter aussetzen.

Der Wettlauf. Skizze von Stephan Georgi.

Zum 75. Geburtstage Giacomo Puccinis am 22. Juni.

Seit Jahr und Tag flatterten aus der weißen, idyllisch unter Fichten gebauten Villa jene beschwingten Melodien mit der selbstsam exotischen Färbung über die Häuser der kleinen toscanischen Hafenstadt Viareggio hinaus. Manches oft erklingene Gefüge einiger Takte hatte sich bereits in den Ohren der Einheimischen verfangen; sie pfften es auf den Straßen vor sich hin, und wenn jemand sie fragte, was das wohl sei, zuckten sie die Achseln: „Das wissen wir nicht, aber es ist vom Maestro Puccini.“

Vor nun mehr als drei Jahren hatte Giacomo Puccini gemeinsam mit den beiden Dichtern Simoni und Adami die Oper „Turandot“ begonnen. Frohlockend, nach zwei tatenlosen Jahren endlich wieder ein nicht nur vorzüglich für ihn geeignetes, sondern sogar — wie schon die erste Konzeptfassung ergab — ein Meisterstück von Viretto gefunden zu haben, war er sogleich mit einem solchen Feuereifer darüber her gegangen, daß die Librettisten nicht mehr Schritt zu halten vermochten. Die Presse hatte der Welt des Meisters neuestes Vorhaben verkündet, und eine Welt half ihm. Aus allen Teilen des Kontinents gingen ihm auf seine Bitte hin seltene Unterlagen für das exotische Sujet zu, sogar das Britisch Museum ließ ihm das wertvolle, einmalige Exemplar alter chinesischer Rhythmen. Dennoch ging die Arbeit nur stoßend und bruchstückweise vorwärts, viel zu langsam für die drängende Begeisterung des Komponisten, und immer wieder überschüttete der ohne Worte und Verse Dastehende die beiden Dichter mit antreibenden Briefen und Telegrammen: Schickt Textfortsetzung! Zu Beginn des Jahres 1924 war das Werk endlich so weit gediehen, daß nur noch die Instrumentierung des letzten Aktes offen stand. Die Oper war bereits vertraglich vom Verlag



Sonnenwendfeuer im mittleren Innggebiet.

Ricordi übernommen und der Termin der Aufführung festgelegt worden — da schob sich langsam, aber unaufhaltsam, eine knöcherne Hand zwischen den Meister und sein Werk.

Viareggio war durch die Anwesenheit Puccinis eine berühmte und gästefreudige Stadt geworden. Große Gesellschaften liebte der Maestro nicht, ihnen stand er mit einer Wortfargheit gegenüber, die sich bis zur Schüchternheit steigern konnte; im engen Kreise jedoch war er der unverändert liebenswürdige Gastgeber und angenehme Plauderer. Kaum einer der Gäste aber ahnte um jene Zeit, daß dieser schlanklehnige, elastische Mann bereits um sein Leben rang. Es fiel nicht auf, wie der leidenschaftliche Raucher hier und da mit verbindlichem Lächeln eine angebotene Zigarette entgegennahm, um sie nach zwei oder drei Zügen wie zufällig beiseite zu legen. Für sein häufiges Husteln hatte er die Erklärung, von einer hartnäckigen Erkältung befallen zu sein. Kaum waren die Besucher gegangen, da riß er sofort alle Fenster auf, um die reine, wohlthuende Seeluft durch die Räume fluten zu lassen, die lindernd auf das bedenkliche Halsleiden wirkte.

Seit Ausbruch der Krankheit lebte Puccini im ständigen Hin und Her Schwanke zwischen Hoffnung und Resignation. Für Tage und Wochen gelang es ihm, den Glauben an die Ernstlichkeit der Krankheit zu verschleichen und sich Lebens- und Arbeitsmut zu erzwingen; dann wieder verfiel er in düstere Hoffnungslosigkeit: „Die „Turandot“ wird nie vollendet werden!“

Als sich gegen Herbst das Leiden akut verschlimmerte, wandte er sich, endgültige Klarheit fordernd, an einige Spezialisten. Obwohl ihm der wahre Befund zunächst verschwiegen wurde, wußte der Kranke doch bald genug, daß er von einem rasch dem Ende entgegenführenden Kehlkopftrebs befallen war.

Das jähe Wissen um die unabwendbare Tatsache traf Puccini wie ein Keulenschlag; aber er bewahrte Fassung und Haltung, verbarg die furchtbare Gewißheit der Familie und den Freunden gegenüber hinter stets gleichbleibender Lebenswürdigkeit. Nur sein ihm in rührender Fürsorge zur Seite stehender Sohn Tonio war eingeweiht.

Spät am Abend brannte noch immer Licht in des Meisters Arbeitszimmer. Seit Stunden saß Puccini im Lehnstuhl, seit Stunden drehte er an dem Wunderknopf des Radios. Und wie er den Zeiger suchend über die Skala des Welttons gleiten ließ, da trugen ihm die Wellen von da und dort, aus allen Teilen der Welt, seine eigene Musik, Puccini-Musik, zu. Mit inbrünstiger Andacht hörte der zum Tode verurteilte auf das aus weiten Fernen ihm zuströmende Tongeläut. Diese Weltgut gewordenen Melodien erzählten